

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1951)

Artikel: Albert Streich : ein Lyriker am Brienzersee
Autor: Ruef, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096542>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALBERT STREICH

EIN LYRIKER AM BRIENZERSEE

VON ALFRED RUEF, BRIENZ

Heinrich Federer hat Brienz »das grosse, singende Dorf am See« genannt. Er charakterisiert damit die Lust und die Freude der Dorfbevölkerung am Singen und Musizieren, wie sie in der sogenannten singenden örtlichen Mundart wohl ihren Grund und Ursprung hat.

Ist diese naturhafte Freude am Lied wohl auf das Herz von Albert Streich hinübergesprungen, dass seiner Feder so sangbare Verse und Lieder entspringen?

Erklären lässt sich der dichterische Ursprung dieses echten Poeten jedenfalls nicht, es sei denn durch das biblische Gleichnis vom Samenkorn, das auf fruchtbares Erdreich fiel. Sein lyrisches Schaffen scheint denn auch einer ureigenen Begabung zu entspringen, die durch das Geistige denkt und formt. Niemand hat es am 26. Mai 1897 an seiner Wiege gesungen, dass er einmal dichterischer Kündler und Sänger in seiner Heimatsprache werde. Sein poetisches Schöpfungstum ist wie das Wunder einer Blume, das aufblüht, Schönheit verstrahlt und selbst nicht weiss und fragt warum:

Der Straass naa am See und im Ggufer
es Epfelbeimmelli steid,
es grings und von Miesch nid suufer,
vom Biiswind siitligse ggleid.
Es steid da e-so, hed niid z'diiten,
eis gsetzt, due vergässen, schabab;
en Gaargel, heissts underre Lliiten,
em beschten, mi huwwis grad ab!

Der Uustag ischt chon — und's geid wiiter,
der Feehnn, es waarms Rägelli druf.
Was gleubst, was ischt due gscheh siider?
Ar Seestraass es Wunder geid uuf!
Dert steid no geng ds Epfelbeimli
elleinig am Wasser, im Bluescht,
und treumd — es roserroots Treimli
vom Läben. Ja, teusig, wet' muescht?

Im Bilde dieses unscheinbaren Apfelbäumchens enthüllt der Poet selber sein eigenes Schöpfungstalent. Der »Biiswind« hat ihn, den Aufmerksamen und mit einem feinen Gefühl bedachten, in seinem Leben arg angeblasen und heute noch geht er durchs Leben, als hätte er »niid zbediiten«. Innerlich aber ist Albert Streich leidenschaftlich dem Wort verfallen und was Berg und See vor seine Augen stellen und Leid und Freud im Herzen singen, muss er dichterisch gestalten, ohne zu wissen warum: »Ja, teusig, wet' muescht!« In »Underwägs« hat er seine ersten reifen Verse in Brienzer-Mundart veröffentlicht (Verlag Otto Schläfli, Interlaken). Mit diesem Bändchen hat sich der Dichter gleich in die vorderste Reihe unserer Schweizer-Mundart-lyriker gestellt.

»Ich habe bereits in das Büchlein von Streich hineingeschaut und bin dabei dem Antlitz eines wahren Poeten begegnet. Dass man sich in die Mundart erst einlesen muss, ist gar nicht so schlimm; man muss ja das bei andern Poeten, z. B. bei unserem Meinrad Lienert, auch tun, und es geschieht mit immer grösserem Genuss«, schreibt der Nestor der Schweizer Schriftsteller Ernst Zahn.

Leider herrscht immer noch das Vorurteil, die Mundart eigne sich nicht, feinere Gefühle und Gedanken auszudrücken. Der Geist weht, wo er will und künstlerisch-schöpferisches Gestalten ist in jeder Sprache möglich.

». . . Es ist, wie wenn diese noch in die Jugend der deutschen Sprache zurückreichende Mundart in der Seele Streichs zu einem eigenartigen Musikinstrument geworden wäre. Durch sein Spiel entsteht das innere Leben eines noch durch die Naturereignisse stark bestimmten Völkchens (der Brienzer) auf solche Art, dass es wie eine Blume, aus den Geheimnissen der Erde gewachsen, in allen Farben schillert. Die vollvokaligen Endungen der Adjektive bringen etwas wie Urton herein, was die Gedichte von der Raschlebigkeit unserer Zeit abhebt und ihnen, so weit das möglich ist, Zeitlosigkeit schenkt,

jenes Merkmal jeder wahren Lyrik. Ein erstaunliches seelisches Gleichgewicht, gleichsam ein Schweben im Gottesraum, eignet Streich. Das schenkt seinen Gedichten Leidenschaftslosigkeit, zugleich aber reinen Ausdruck der Lebensfreude und der Verbundenheit mit dem Geist, wie sie uns durch Bachs Musik vermittelt wird . . . Dann und wann bricht mythische Schaukraft durch . . .«

So urteilt E. Max Bräm im Literaturblatt der Basler Nachrichten.

F e e h n n

Bäärga siin e so noo und chlaar,
mi gsehd es jedes Schrindli drin.
I Fliehne toosseds wild dahar
und Bächleni fleuten druber in.

Er chunnd, er chunnd! Mi gschpirds gar gued.
Bischt chrank, bischt zwäg? Du weisch' nid rächt;
dier chlopfed ds Häärz und hitzged ds Blued,
und bischt doch mieda und magscht schlächt.

Er chunnd, er chunnd! Und steibt um ds Huus,
und blaast dir alli Chleckleni uus —
Bhiet Gott is Hein, bhiet Gott is Schiir
bi Tag und Nacht vor wildem Fiir!

Dieses Lied mag beweisen, mit welcher Wucht die Bedrohung des Föhns in Worte gefasst wurde. Die letzten zwei Verse haben die Kraft altgermanischer Runensprüche, die als Zaubersprüche drohende Gefahr zu bannen versuchten. Eigenartig ist der Rhythmus, der dieser Mundart-Lyrik eignet. Ist das folgende Gedicht nicht wie ein springender, sprudelnder Bergbach:

Ds Iisch ischt zerrunnen
und furt ischt der Schnee,
vil silbrig Bäärgbrunnen
die ruuschen i See;
si ruuschen und glitzren
dir Matti und Gras —
Der Friehlig hed frii gmacht
und d'Wäld läbt des bas!



Albert Streich

Gheis Giegi wil suummen
im Schatten de Tag,
es leuft gäge d'Sunnen
su raass wie's o mag.
Gheis Chiidli ir Äärden
su fiischter und fiecht,
es mehti nid wäärden,
es mecht' nid a ds Liecht.

Gheis Finkli, es singds nid
und pfiiffleds i d'Wäld:
»Miis Wiibsi ischt heichon,
äs hed-mer lang gfähld!«
— Blooss i sol mi blaagen?
Das wäämmer gwiss Sind,
du ammietigs blonds Meitschi,
du äärdelleubs Chind!

Wer diese Verse erfassen will, der darf sie allerdings nicht stumm und still in sich hineinlesen, — der muss sie klingen lassen und muss dem drängenden Fluss Raum geben bis zum unbeschwerten, jubelnden Schluss. Nicht immer aber ist das Dichterherz frohmütig und verliebt beschwingt. Oft streichen dunkle Schatten über die Dichterharfe und Schwermut klingt aus ihren Saiten:

Es gid der Ziiti,
die siin e so tärra,
ganz ohni Wiiti
und siin e so schwärra;
gsehscht niena, dass' epumha Heitri macht,
ghei Stäärnen ir chiidigen, fiischterren Nacht!

Im Himel du Herrgott,
laascht d'Sunne la schiinnen
und d'Fiischtri la schwiinnen,
laascht rägnen und schniijen,
Gischt Läben old Tod,
Oh, lach mi nid g'hiijen!

In aller Unruhe des eigenen Herzens weiss dieser Dichter sich gehalten wie Hiob: Dass Liebes und Leides aus Gottes Hand kommen, und das Leben wieder in diese Hand zurückfällt.

Wen eis der Tod chunnd sägen:
»Bischt gräch? Dii Ziit ischt da!«
I hätt' ihm niid derggägen;
i bscheidetemma: »Jaa,
no grad es Eugenblickli
lach losen mi dem Wind
und wie im Chriesbeutolden
en Amslen umhi singd.
»No grad es Eugenblickli!«
Und schicktemmi den drin.
Är wurd's am beschte wwissen
wen i hie firig bin.

Albert Streich kennt die Gefahr, das Leben rauschhaft wild verströmen und verschleudern zu lassen. Man muss schon zurückkehren in die mittelalterliche französische Lyrik eines François Villon, um Trutzlieder zu finden, wie etwa das folgende, in jagendem Rhythmus daherstürzende:

Mengischt, wen i z'junge Ziiten
niid ha ggwisst waa uus und an,
hundert Tiifel uf mer riiten,
hundert Engschi mi wei bhan,
bitter Fliech zum Himmel brinnen,
bitters Eelend ammer schriist,
wiilweich Träne z'Bode rrinnen,
niid daa, waammer Wäga wiist —

Mengischt, wen-i z'junge Ziiten
bees und wiescht und tärr ha taan,
hani zum Fiiraabelliiten
mi a d'Chilchmuur zuehigglahn.
Hert im griennen Aebeun zuehi,
dass mi niemmer megli gsehn,
losen-i zum Himmel uehi,
ob daa eppis welli gschehn.

Oh, i losen, oh, i sinnen,
Hoffnig jeda Gloggeschlag!
Ach, und Teen im Luft zerrinnen,
niid meh daa, was hälffe mmag!
Alta Hergott, lahd mi stitzen.
Chindergleuben? Gschtoorbe, tood;
was eis Ganzes — liid in Bitzen,
was ein Bitz — wurd o ein Nnood.

Har das Tinn wiee luuters Wasser,
har de Schnaps, er brennd wiee Fiir
dir en Hals ab, wäärmd de Prasser,
Liib und Seel ihm dir und dir!
Fill' das Glas, du tumma Sidel,
fills a Rand und druber uus;
daa ischt Gäld, suscht nimmer ds Ghidel
alls midsant der leschte Lluus!

Arbeit? Schaffen? Cheuscht o teichen!
D'Sunne schiind wol z'luuter hiit.
D'Arbeit sell d'Ruesschatz cho rreichen;
luschtig Fäger hein nid Ziit.
Nid der Gshiidscht, waa d'Hend mag weiggen
und es Hirni bruucht darfir;
ds Gwisse llaad si anders gschweiggen:
»Heuwwderideuww, zerriehr das Gschir!«

Diese Verse sind wie aus einem Guss und brennen wie Feuer, das sich selbst verzehrt. Wie ruhig und gemessen, gleich einem Bauer, der die Saat von Hand ausstreut, schreitet das nächste Gedicht daher:

Wet' wild, das eppis wachse tued,
chehr d'Äärden um und chehr sa gued;
wirf Saammen drin, mach's frommerwiis,
und teck ne zue mid leubem Fliis.

Und wen der Chiiden eis errinnd,
biet Hand und Häärz ihm voor em Wind,
das är em eerschte junge Tag
im ruuche Lluft erschtarche mmag.

Er danked der's, 's liid Sägen drin;
der Hergott hilft de wwiiterhin.

Und wie restlos unbeschwert vermag dieser dichtende Kinder-
freund den schwebenden-tanzenden Falterflug einzufangen in:

C h i n d e r t r e u m m

Pfiffholtre chunnd schwacklen,
im Sunnelliecht facklen,
en goldegi, silbregi,
samet und siidegi,
cheltschbruun und blaaww,
root und reuchgraaww,
bald wiiter und neeher,
eis teiffer, den heeher,
eis sittig, de rraass
uber Bluemmen und Graas,
e so fluummig und lind —
E Chindstreumm fliegt umha
im summrige Wwind.

Und wie unbeschwert-schalkhaft glückt diesem Sänger ein so
ernstes Gedicht wie:

» *C h r i e g* «

Mi mag nid druberum:
's ischt dumm.
Und wes di besser Hälfti sieg,
es gäih halt niemals ohni Chrieg —
Mi mag nid druberum:
's ischt dumm!

Mi mag nid druberum:
's ischt dumm.
Der Chrieg nimmd eerscht is alls ewwäg,
und d'Armued bliibt und ds Elend; säg,
magscht du da druberum?
Ja gäll, 's ischt dumm!

Lyrik ist wohl die vollendetste und schwerste Dichtungsform. Albert Streich ist aber auch Erzähler. Im Verlag A. Francke, Bern, ist das Prosabändchen erschienen: »Feehnn und andri Gschichtleni in Brienzer-Mundart«.

Auch in diesen Kurzgeschichten und Bildern lebt grosse dichterische Kraft und die Menschen sind erdhaft nahe mit allem verbunden, was sie umgibt. Eine stille und schlichte Liebe geht durch alle Zeilen und setzt die Worte mit einer Sicherheit und Treue, wie die Natur selber. Ueber einen Vorleseabend in Zürich schreibt die National-Zeitung:

»... Es wurde eine unvergessliche Stunde, in welcher man die Brienzer Mundart in ihrem ganzen blühenden Reichtum kennenlernte. Erfreulich, mit welcher Treue und Gewissenhaftigkeit Albert Streich seine Heimatsprache pflegt und ihr heiter-schelmische, liedhafte und balladeske Töne abzugewinnen versteht. Er lebt das einsame, notvolle Leben unserer Bergbauern, ohne sich zu beklagen, ein echter Dichter auch in den wenigen Arbeiten, für die er sich des Schriftdeutschen bedient.« C. S.

U u f m u n t r i g

Buww es sunnigs Huusli,
mach es Hulinäscht,
nim es wackers Gschpuusli,
dasst' o weischt wast' hescht.

Schaf wie rächt und billig;
sinn an Guets und Scheens,
und was chund nim willig,
siigis Leubs old Hehns.

Muescht ja gliich derbie siin,
gähjis uuf old ab;
drumm — su lang t'muescht hinsiin —
gäll, chun nid z'fascht drab!

Eichendorff bezeichnet den Dichter als »das Herz der Welt«. Die Hast und Hetze unserer Tage ist allerdings nicht ein günstiger Boden für die Dichtung. Wenn aber ein Land seine Dichter nicht mehr schätzt und ehrt, da geht es irre und ist zum Zerfall bereit. Ein Schrift-

steller, der keine Lesergemeinde findet, ist wie ein Schall ohne Echo und wird den Glauben an seine Sendung verlieren und dann versiegt die schöpferische Quelle. Ein Volk, das nur aus Nützlichkeit besteht, verliert sein inneres Leben und stumpft seine Seele ab für alle höheren Werte. Darum ist jeder aufgerufen, die Dichter seiner Heimat zu lesen. Wir dürfen mit Stolz feststellen, dass dem engeren Oberland in Albert Streich ein echter Dichter und formstarker Poet erstanden ist. Es ist eine dankbare und reizvolle Tätigkeit, in seiner Dichtung der eigenen Muttersprache zu begegnen. Wer diesen Versuch ernsthaft und immer wieder unternimmt, wird reichen Gewinn davon tragen.

Dick geids nidsi, dick geids obsi,
dick graduus und dickischt schreg:
Es ischt halt es gglunges Wägli
uf där Wäld, dir Fäld und Heg!